

Gnade sei mit euch und Friede, von dem, der da ist, der da war, und der da kommt!

Liebe Schwestern und Brüder,

mir ist ganz weihnachtlich zumut, an diesem Spätsommersonntagmorgen. Das liegt natürlich an diesem Ort. Die Mitglieder des Cyriak-Kreises mögen es mir verzeihen. Ich weiß: Cyriak, das ist so viel mehr, das sind großartige Konzerte, das sind Lesungen, das sind Arbeitseinsätze an der Kapelle und im Garten, das sind seltene, alte Apfelsorten, das ist das Gemeindefest – aber für mich ist Cyriak in erster Linie und ganz besonders: Weihnachten am Bollerofen. Ich bin dankbar, dass Ihr ihn heute morgen nicht angeschürt habt. Aber Cyriak, Weihnachten auf Cyriak, das verbinde ich mit einem angenehmen Gefühl der Wärme. Einer Wärme, die dann aus den Röhren des „Bullerjan“ strömt – aber die auch noch einen anderen, weihnachtlicheren Grund und Hintergrund hat.

Heute ist – noch – nicht Weihnachten. Heute ist der 13. Sonntag nach Trinitatis. Aber natürlich ist es nicht schwer, eine theologische Brücke von da nach hier zu schlagen. Weihnachten ist das Fest der Liebe Gottes zu uns Menschen. Gott wird in Christus mein Bruder. Und der heutige Sonntag steht unter dem Zeichen der Nächstenliebe. Dieser Sonntag, dieses Gemeindefest, ist das Fest der Liebe zwischen uns Menschen. Der Wochenspruch nennt das Motto: „Christus spricht: Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“ Christus, mein Bruder von Weihnachten her, ist der Bruder seiner – und meiner – „geringsten Brüder“. Alle Menschen werden Brüder – und Schwestern. Eigentlich doch ganz schön weihnachtlich heute.

Mit Nächstenliebe, da kennen wir Christinnen und Christen uns aus. Das ist ja so etwas wie unser Markenkern. So sehr, dass ein Adjektiv in diesem Zusammenhang eigentlich nie fehlen darf. Ist die Rede von Nächstenliebe, dann ist – fast – immer die Rede von „christlicher“ Nächstenliebe. Und die Bibel hat dazu starke Worte parat, Texte, die ich liebe, in und wegen ihrer Klarheit und Eindeutigkeit: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, im Dritten Buch Mose. Und das ist hier übrigens zunächst kein christliches, es ist ein jüdisches Gebot, das hier genannt und dann im Kontext ausbuchstabiert wird: Nicht bedrücken und berauben. Menschen mit Beeinträchtigung nicht behindern. Andere nicht verleumden. Fremde nicht bedrücken. Das ist Nächstenliebe.

Und es gibt die Geschichte vom „Barmherzigen Samariter“ – wir hatten sie eben. Wer sie verstehen möchte, wird sie verstehen. Und es gibt unseren Predigttext. Er führt mich zurück zu den Anfängen der Kirche, zur wachsenden „Urgemeinde“ in Jerusalem, über die in der Apostelgeschichte erzählt wird:

„1 In diesen Tagen aber, als die Zahl der Jünger zunahm, erhob sich ein Murren unter den griechischen Juden in der Gemeinde gegen die hebräischen, weil ihre Witwen übersehen wurden bei der täglichen Versorgung. 2 Da riefen die Zwölf die Menge der Jünger zusammen und sprachen: Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und zu Tische dienen. 3 Darum, liebe Brüder, seht euch um nach sieben Männern in eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geistes und Weisheit sind, die wollen wir bestellen zu diesem Dienst. 4 Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben. 5 Und die Rede gefiel der ganzen Menge gut; und sie wählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und Heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, den Proselyten aus Antiochia. 6 Diese stellten sie vor die Apostel; die beteten und legten ihnen die Hände auf. 7 Und das Wort Gottes breitete sich aus, und die Zahl der Jünger wurde sehr groß in Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.“

Auch dieser Text ist ein Klassiker. „Die Wahl der sieben Diakone“, ist er in der Lutherbibel überschrieben, auch wenn die Sieben mit den lustigen Namen nicht so genannt werden. Es geht um das „Dienen zu Tisch“, die Fürsorge für Bedürftige, und dieses Dienen ist auf Griechisch „diakoneo“. Von hier geht die Linie zum Amt der Diakone in der Kirche – und natürlich auch zur Diakonie als einem professionellem Unternehmen.

Über den Abschnitt aus dem Dritten Buch Mose und über den „Barmherzigen Samariter“ habe ich eben gesagt, dass ich sie liebe. Zu diesem Stück Apostelgeschichte habe ich ein weniger inniges Verhältnis. Es gibt da Punkte, die mich unangenehm berühren. Dazu zählt weniger, dass es offensichtlich auch schon in der Gemeinde der ganz frühen Zeit gefühlte oder tatsächliche Ungerechtigkeiten und Ungleichbehandlungen gab. Das überrascht mich nicht. In dem idealisierten Idyll, das die Apostelgeschichte sonst von der Urgemeinde malt, ist das eher ein erfrischendes Eingeständnis: Es gibt Probleme – und man setzt sich zusammen, um sie gemeinsam zu lösen. So soll es doch sein.

Nein, was mich irritiert, ist die Haltung der Apostel. „Wir aber wollen ganz beim Gebet und beim Dienst des Wortes bleiben.“ Ich höre das als: „Nervt uns nicht mit dem Sozialkram. Wir haben Wichtigeres zu tun. Das sollen andere machen. Wir sourcen das aus.“ Natürlich kann ich sagen: Das ist doch sinnvoll. Aufgaben werden verteilt. Professionalisierung ist wichtig. Auch Nächstenliebe braucht Effektivität. Aber ich sehe die Gefahr. Und der Konflikt begleitet die Christenheit seit zweitausend Jahren: Worum geht es? Was ist unsere Aufgabe – was ist der Markenkern von Kirche? Sollen wir Christ*innen uns engagieren, uns einmischen, aktiv werden zum Schutz und zur Hilfe anderer, in die Gesellschaft hinein wirken – oder sollen wir uns auf die Frömmigkeit konzentrieren, „Gebet und Dienst des Wortes“, und ansonsten

gefälligst raushalten? Dieser Gedanke – Kirche solle sich „auf das Wesentliche besinnen, nämlich die Verkündigung“ – das wird immer wieder einmal vorgebracht, innerkirchlich und von außen, mit unterschiedlichen Argumenten und Motiven. Es liegt eine gewisse Verlockung darin. Ich gebe meine Verantwortung für das Soziale ab, ich source das aus, an die Profis – die wissen besser, was zu tun oder lieber zu lassen ist – und, überhaupt, wir leben ja in einem Sozialstaat. Die zerlumppte Bettlerin am Straßenrand, der offensichtlich drogenabhängige Jugendliche in der Bahnhofoberführung, die überforderten Eltern mit psychischen Problemen aus der Nachbarschaft – was gehen Sie mich an? Jemand soll, jemand wird sich schon um sie kümmern. Wir haben ja ein soziales Netz. Not my business.

Ich meine, so zu denken, geht nicht mehr – und es ging eigentlich auch früher nicht. Das Klima ist kälter geworden, zumindest das soziale Klima. Die Kassen sind klamm, und in der Diskussion über die Verteilung von Mitteln werden schnell Bedürftige gegeneinander ausgespielt. Und manche fallen raus, aus dem Netz, aus der Aufmerksamkeit. Die Kirche, wir Christ*innen, dürfen uns da nicht raushalten, und wir dürfen uns da auch nicht rausdrängen lassen. Gottesliebe, „Gebet und Dienst des Wortes“ lässt sich nicht gegen Menschenliebe, „Dienst an den Tischen“, ausspielen.

Dass die AfD in ihrem Wahlprogramm für Sachsen-Anhalt die, wie sie sagt, „Kirchensteuerkirchen“ wegen ihres gesellschaftlichen Engagements so vehement angreift, ist auch ein gutes Zeichen. Das zeigt: Unsere Kirchen, die evangelische wie die katholische, machen einiges richtig. Aber es ist klar: Dieses Richtige zu tun, wird schwerer werden. Mehr als bisher werde ich als einzelne Christin, als einzelner Christ in die Verantwortung genommen werden. Ich kann mich nicht auf „Gebet und Dienst des Wortes“ zurückziehen.

Liebe Schwestern und Brüder, heute ist nicht nur der 13. Sonntag nach Trinitatis mit dem Thema „Nächstenliebe“ – heute ist auch der 30. August. Am 30. August 1983 stürzte sich Cemal Kemal Altun nach Ablehnung seines Asylantrags in Berlin aus dem Fenster, aus Angst vor der drohenden Abschiebung in die Folterkeller der damaligen Militärdiktatur Türkei. Altuns Tod war der Anstoß für die ersten Kirchenasyle, und seit 2019 ist der 30. August Tag des Kirchenasyls.

Nächstenliebe – nicht bedrücken und berauben. Menschen mit Beeinträchtigung nicht behindern. Andere nicht verleumden. Fremde nicht bedrücken. Das alles ist doch eigentlich gar nichts spezifisch Jüdisches oder Christliches. Das sind doch lauter Selbstverständlichkeiten – oder? So selbstverständlich wie der Satz „Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.“ Und doch sind sie aufgeschrieben, als Gebote Gottes. Sie müssen erinnert werden. Weil Menschen bedrückt und beraubt werden. Weil Menschen behindert werden. Weil Menschen verleumdet

und Fremde bedrückt werden. Weil Menschen ertrinken.

Nächstenliebe, in all diesen Formen, das ist eigentlich nicht spezifisch christlich. Es ist schlicht menschlich. Aber weil mir Gott in Christus als Mensch begegnet, ist es meine Aufgabe als Christ, mich daran zu erinnern, dass auch ich ein Mensch bin und menschlich sein soll; nicht nur für mich, sondern immer auch für andere.

Und dann ist es doch schon Weihnachten, auf Cyriak, mit Wärme auch ohne Bollerofen, mitten im Spätsommer.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.